

Ahmad studied *Bibiane*, upper-class Pakhtun women who have moved with their families from towns or rural areas of the Frontier Province to the setting of “modern” Pakistani society in Islamabad. Her book devotes extensive space to the discussion of the implications of the transition from the rural/provincial world to metropolitan life in the capital. Urban housing has to be reshaped in order to accommodate gender segregation and also the relationships between *Bibiane* and their female servants. The distance from the villages of origin makes the maintenance of *gham-khādi* networks more difficult and time-consuming, yet even distant relatives have to be visited on the occasion of weddings or funerals because any failure to do so is remembered in the social memory of networks and undermines the respect that a *Bibi* can command: “Not to do *gham-khādi* is shameful (*sharam*); to do it a burden” (132). Life in the city is expensive and is frequently financed by the sale of village land. Yet this upsets the traditional social order, as the newly riches, non-Pakhtuns who have earned money through migrant labour in the Gulf states, buy that land and assume positions that earlier were reserved for landowning Pakhtun Khans. The city also offers other new influences. Ahmed especially focuses on modern, formal Islamic education for women that is disseminated through the *Al-Huda*-movement. It provides scriptural knowledge of Islam, replaces oral traditions by a new “orthodoxy,” and challenges the form of some rituals which are part of *gham-khādi*. Another topic is the significance of women’s networks for arranging marriages and the challenges that are posed by “love marriages” resulting from young women and men seeking their own relationships, for instance through internet chats.

Ahmed’s book is basically an argument for women’s agency in a male dominated society. She opposes frameworks that, drawing on a distinction of inside-out, excludes women’s activities from the public space, and relegates them to a private world. She argues that women’s *gham-khādi* activities create a public space to which she refers as a “segregated public” (13). The segregated public of women’s networks is neither completely separate from men’s relationships nor simply apolitical. Rather, it supplements male networks and constitutes a female side of *Pakhtunwali* which hitherto has largely been conceptualised as a male code of honour. “Sorrow and Joy among Muslim Women” is an important study as it challenges some conventional male perspectives of Pakhtun ethnography and also contributes to the anthropology of elites in South Asia.

Martin Sökefeld

Akakpo-Numado, Sena Yawo: Mädchen- und Frauenbildung in den deutschen Afrika-Kolonien (1884–1914). Frankfurt: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 2007. 293 pp. ISBN 978-3-88939-844-8. Preis: € 21.90

Der Autor legt mit dem Buch eine umfassende Studie über die Mädchen- und Frauenbildung in Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika (das heutige Namibia) und

Deutsch-Ostafrika (die heutigen Republiken Tansania, Ruanda und Burundi) vor. Er forscht systematisch in den verfügbaren Kolonial- und Missionsarchiven und gibt einen detaillierten Überblick über die Anzahl der Mädchen und Frauen in den Regierungs- und Missionschulen sowie über die Bildungsinhalte, soweit sie aus den angegebenen Fächern zu erschließen sind. Dabei stellt er die koloniale und missionarische Bildungspolitik nicht nur in den Zusammenhang der Kolonialgeschichte, sondern sieht sie geprägt von den Einstellungen zur allgemeinen Mädchenbildung im Deutschen Reich. Nachvollziehbar argumentiert er, dass die weibliche Bildungspolitik ein Transfer des einheimischen Frauenbildes sowie der sozialen Stellung der Frau in die afrikanische Gesellschaft war.

Dabei haben die Kolonialregierung und die verschiedenen Missionen unterschiedliche Rollen gespielt. Die Kolonialregierungen förderten nur sehr zögerlich die Bildung einheimischer Kinder. Sie ließen fast ausschließlich Knaben unterrichten, die als Hilfspersonal im Handel, in der Agrarproduktion und in der Verwaltung eingesetzt werden sollten und dazu ein Minimum an Schulbildung brauchten. Die Missionen waren dagegen scheinbar paritätischer eingestellt. Sie schätzten in den Frauen diejenigen, die Einfluss auf die Familie ausübten und die daher mehr als die Männer Garanten für den Fortbestand des christlichen Weltbildes sein würden. “Wollen wir nämlich gute Christen haben, dann ist es notwendig, dass wir gute brave Familien haben und, um dies zu erreichen, brauchen wir gute, religiöse Frauen, denen ein wohlgeordnetes, christliches Familienleben Herzenssache ist”, zitiert der Autor den Missionar P. Grote von der Pallotiner Mission in Kamerun (192). Die Unterrichtsinhalte für Mädchen waren entsprechend auf diese den Frauen zugesetzte Rolle zugeschnitten: Religionsunterricht, Lesen (damit die Bibel auch zu Hause gelesen werden konnte), ein wenig (!) Schreiben und Rechnen und vor allem Handarbeiten und Haushaltungsführung. Die Unterweisung “verdienten” sich die Mädchen, indem sie im Haushalt und in den missions-eigenen Gärten eingesetzt wurden. Die zu erlernenden Werte waren Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Fleiß.

Die schulische Bildung wurde von der einheimischen Bevölkerung nicht unbedingt begrüßt, ging doch damit einher eine Entfremdung von den eigenen gültigen Werten, die vonseiten der Kolonisatoren oft als “abscheuliche Sitten” bewertet wurden. Eine Missionsschwester schreibt zum Beispiel über die Polygynie (172) (andernorts auch “die große Wunde Afrikas” genannt [240]): “Die Beseitigung dieser abscheulichen Sitte kostet ungeheure Anstrengungen; denn die Vielweiberei dient den Schwarzen nicht nur zur Befriedigung seiner Leidenschaft, sondern er findet in ihr auch das beste Mittel, sein erworbenes Vermögen praktisch zu vermehren.” Die frühzeitige Heirat der Mädchen war ein großes Hindernis für die Christianisierung der Frauen durch Schulbildung, weshalb auch Pallotinerschwestern angehalten wurden, jeden Tag auf “Mädchenjagd” (172) zu gehen, um die einmal gemeldeten Mädchen zu behalten. Andererseits gab es Väter, vor allem in der einheimischen

Oberschicht, die eine kurzzeitige schulische Erziehung ihrer Töchter schätzten, weil diese in manchen Situationen den Brautpreis anhob. Einen guten Erfolg hatten die Missionen mit freigekauften Sklavenmädchen, die in den Missionsstationen ihre Heimat fanden und von keinen Verwandten zwecks einer Verheiratung zurückgefordert, sondern mit Absolventen der Missionsschulen verheiratet wurden. Auf diese Weise verankerte sich um die Missionen herum eine christliche Besiedlung.

“Unmittelbares Ziel der missionarischen Mädchenbildung war, die einheimischen Mädchen zu tüchtigen und christlichen Gattinnen, Hausfrauen und Müttern auszubilden, die dann auf ihre Kinder und Männer einen christlichen Einfluss würden nehmen können” (240), ist die These, die als roter Faden durch das Buch führt. Akakpo-Numado prangert dies als eine “Hausfrauierung” (248) der einheimischen Frauen an, die in den traditionellen afrikanischen Gesellschaften eine Vielzahl von Beschäftigungen auch außerhalb des Hauses bei der Feldarbeit und im Handel inne hatten. Der kollektive Charakter der Kindererziehung wurde nach europäischem Modell individualisiert, die Kleinfamilie zur primären Sozialisationsinstanz. Die Konsequenz davon ist weitreichend: “Der Kampf der Missionen gegen die Polygamie und die Einführung der Kleinfamilie als die ideale Familienform bestätigten die Männer als Familieneroberhäupter. Nur Männer sollten der Kolonialverwaltung die Hütten- oder die Kopfsteuer bezahlen. Die Frauen ... gerieten in die ökonomische Abhängigkeit von ihren Männern” (248). Statt – wie von den Missionen behauptet wurde – die Frauen aus ihrer “minderwertigen, untergeordneten”, “unterdrückten”, “sklavischen, unterwürfigen” Stellung zu befreien (aus Zitaten auf S. 123), wurde ein neues patriarchales Prinzip europäischer Prägung eingeführt, gegen das sich gerade gegen Ende des 19. Jhs. immer mehr Frauen in Europa zur Wehr setzten.

Akakpo-Numado befasst sich mit den Mädchen- und Frauenbildern in der frühen Kolonialzeit nicht nur aus historischem Interesse, sondern er vertritt, dass bis zum abrupten Ende der deutschen Kolonialzeit im Jahre 1914 “diese ideologische Beeinflussung im kolonialen soziopsychologischen Kontext schon ein gewisses Ausmaß [angenommen hatte] ... und in den nachkolonialen Regierungs- und Bildungssystemen nicht beseitigt werden” konnte (272). Dieser Einschätzung könnte allerdings entgegengehalten werden, dass mit der Missionierung eine Modernisierung des Erziehungswesens einsetzte, die in den kommenden Jahrzehnten durch den Anschluss der afrikanischen Gesellschaften an die übrige Welt nicht mehr aufzuhalten war. In den vier Kolonien besuchten in der relativ kurzen Zeit der deutschen Herrschaft 104 594 Schülerinnen und Schüler allgemein bildende Schulen, fast drei Viertel davon waren Knaben. Knapp 30 000 Mädchen wurden also nach den oben beschriebenen Prinzipien unterrichtet. Was dadurch ins Rollen kam, war sicher nicht unerheblich, aber die Schulen allein hätten nicht ausgereicht, die Rolle der afrikanischen Frauen neu zu schreiben. Die Bildung europäischen Stils durch die Kolonialregierungen und

Missionen war insofern einer der frühen Schritte zur Globalisierung.

Mit dem vorliegenden Buch ist ein Stück bislang unberücksichtigter Kolonial- und Frauengeschichte geschrieben worden. Das ist ein großer Verdienst des Autors. Es gehört in jede Afrika-Bibliothek.

Godula Kosack

Anderson, E. N.: Everyone Eats. Understanding Food and Culture. New York: New York University Press, 2005. 295 pp. ISBN 978-0-8147-0496-7. Price: \$ 20.00

Die Pizza wurde bei ihrer Einführung in den mittleren Westen Amerikas als kommunistisch diffamiert und in Leserbriefen wurde ihr Verbot vorgeschlagen. Von Randbemerkungen dieser Art wimmelt es in dem Buch von E. N. Anderson, Professor für Anthropologie an der University of California, Riverside. Das Buch will jedoch mehr sein als eine Kuriositätsammlung. Es verknüpft anspruchsvoll soziokulturelle, biologische und entwicklungspolitische Ansätze und spannt einen weiten historischen Bogen von der Steinzeit bis heute. Es geht der Frage nach: warum essen wir, was wir essen? Es untersucht die sozialen, biologischen und kulturellen Ursachen für unsere Ernährungspräferenzen. Es richtet sich nicht exklusiv an den akademischen Leser, sondern versteht sich auch als populärwissenschaftliches Werk.

Die Gliederung folgt den zentralen Themen der Ernährungsanthropologie: Die Entwicklung des Menschen zum Allesfresser und sein Nährstoffbedarf im Laufe der Evolution, die Verbindung zwischen Nahrungsvorlieben und -vermeidung mit Geruch und Geschmack, der Einfluss von Umwelt und Ökonomie auf Anbau und Durchsetzung bestimmter Pflanzenarten und Tiere, die Variationsbreite der Nahrungszubereitung. Einen breiten Raum nehmen konsumrelevante Themen ein, wie Nahrungsklassifikation, Identität, Ethnizität, Medizin, Religion, Wandel und Welternährung.

Die empirischen Beispiele beziehen sich auf China, Maya Mexiko und die mediterrane Welt, Regionen, die Anderson aus eigener Forschung kennt. Er zitiert explizit keine Beispiele vom indischen Kontinent und von Nordeuropa. Verwundert stellt man fest, dass Afrika nicht einmal in der Negativaufstellung erwähnt wird. Illustriert wird das Buch mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Fotografien.

Andersons Herangehensweise ist erfrischend undogmatisch. Er vermeidet sowohl kulturalistische Erklärungen als auch einen simplifizierenden Materialismus. Er versteht es überzeugend die Interdependenzen zwischen Evolution, Biologie, sozialen Bedürfnissen, Selektion und Sozialstruktur aufzuzeigen.

Die Leistung des Buches besteht darin, die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu verflechten. Dies gilt aber nicht für alle Kapitel. Zwei Drittel des Buches, die Kapitel, die sich mit den unterschiedlichen Facetten des Konsums beschäftigen, wirken wie ein durcheinander geratener Zettelkasten. Es gelingt dem Autor nicht, seine eigene Gliederung durchzuhalten.